

Damaris Nübling

5 Neue Ansätze in der Namenforschung: Plädoyer für eine Gender-Onomastik

Abstract: Personennamen besetzen die Spitze der Belebtheitshierarchie und beteiligen sich wie kaum eine andere sprachliche Einheit an der Sortierung von Menschen nach Geschlecht. Dabei befördern sie nicht nur die Geschlechtsbinarisierung, sie vermelden auch durch spezifisches Genusverhalten sozial relevante Subkategorien wie den Übergang vom Mädchen zur (Ehe-)Frau: Während in Dialekten neutrale, nicht-diminuierte Frauennamen wie *s Ingrid, et Tanja* ursprünglich jungen, sozial abhängigen, dörflichen Frauen galten (soziale Verortung), sind sie heute vertrauten, sympathischen, womöglich mit dem oder der Sprecher/in verwandten Mädchen und Frauen vorbehalten (Beziehungsebene). Das Femininum wirkt eher distanzierend und gilt heute eher unvertrauten, oft zugezogenen Frauen. Umgekehrt geraten Männernamen niemals ins Neutrum (**s Otto*), selbst dann nicht, wenn diminuiert, was üblicherweise Neutrumzuweisung erzwingt (*der Ursli*). Dies befestigt umso mehr die Geschlechtergrenze. Außerdem befasst sich der Beitrag mit der phonologischen Gendering von Rufnamen und beobachtet das seit kurzem erfolgende Degendering von Jungennamen auf *-a*, wie *Luca* oder *Mika*, die noch vor wenigen Jahren weiblich klassifiziert worden wären, da *-a* der bislang exklusivste Weiblichkeitsmarker war (*Andrea, Nikola*). Dies ist als onymischer Reflex sozialer Geschlechtsrollenangleichungen zu werten. Abschließend wird ein Blick auf die Benennung von Haustieren (Hunden) geworfen. Diese kann mit der Entwicklung von *anonym* > *kynonym* (ohne Geschlechtskennzeichnung, vgl. ambiges *Lumpi*) > *anthroponym* mit zuverlässiger Geschlechtsunterscheidung (*Emma* vs. *Max*) charakterisiert werden.

Keywords: Genderlinguistik, Geschlechterforschung, Personennamen, Tiernamen, Unisexnamen, Transgender

Damaris Nübling, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, FB 05 – Philosophie und Philologie
Deutsches Institut, Historische Sprachwissenschaft des Deutschen, Jakob-Welder-Weg 18,
D-55128 Mainz, E-Mail: nuebling@uni-mainz.de

1 Der Elefant im Raum

„One of the most common pieces of information contained in a given name is the sex of the named person“, schreibt der Soziologe Richard Alford (1988: 65) in seiner kulturvergleichenden Untersuchung zur Namengebung weltweit. Von 52 diesbezüglich untersuchten Gesellschaften markieren 37 (72%) das Geschlecht der benannten Person immer oder üblicherweise am Namen, sieben manchmal und acht nie. Dabei ermittelt Alford eine positive Korrelation zwischen der Größe und Komplexität einer Gesellschaft und namentlicher Geschlechtskennzeichnung. Rufnamen (Vornamen) in Deutschland befassen sich vergleichsweise obsessiv mit der Geschlechtsanzeige; sie wird sogar standesamtlich (wenngleich nicht namenrechtlich) eingefordert. Ambiguitäten irritieren so sehr, dass Namen ohne erkennbares Geschlecht immer noch den Weg in die Medien, ja sogar vor Gerichte finden. Alle kennen das Ungemach, das geschlechtsuneindeutige Namen verursachen, denn unser nominales Anrede-system sieht strikte, overte Geschlechtsbinarität vor: Will man eine unbekannte Person mit fremdem Rufnamen anschreiben, steht nur *Frau* oder *Herr* zur Verfügung. Eine dritte Option existiert nicht, ohne in der Stilebene einzubrechen („Hallo!“, „Guten Tag!“). Auch weite Teile der deutschen Grammatik sind von der Geschlechterdichotomie ohne geschlechtsabstrahierende Überdachung durchdrungen. Paradebeispiel sind die singularischen Personalpronomen *sie* und *er*, auch die Possessivpronomen *ihr-* und *sein-*. An dieser Stelle hat das Schwedische vor einiger Zeit offiziell das dritte, geschlechtsneutrale Pronomen *hen* eingeführt, von dem reger Gebrauch gemacht wird. In Deutschland würde ein solches (bereits öfter vorgebrachtes) Ansinnen (z. B. *sier*) zum aktuellen Zeitpunkt keine Chance auf Realisierung haben; der Widerstand ist zu groß, der Glaube an die Geschlechter noch zu tief verwurzelt.

Was die Benennung von Menschen betrifft, so ist es in Deutschland verboten, gegengeschlechtliche Rufnamen zu vergeben. (Anders verhält es sich wieder in Schweden, wo alle Namen für alle Menschen, gleich welchen Geschlechts, offenstehen). Seit dem *Kiran-Urteil* vom Dezember 2008 sind jedoch geschlechtsneutrale Rufnamen, sog. *Unisexnamen*, erlaubt, ohne dass ihnen (wie bisher) ein zweiter, geschlechtsdefiniter Name folgen muss. Eine indischstämmige Familie wollte ihrer Tochter den in Indien geschlechtsneutralen Namen *Kiran* geben und musste damit bis vor das Bundesverfassungsgericht ziehen, nachdem sie vom Standesamt daran gehindert bzw. dazu aufgefordert worden war, dem Namen *Kiran* einen geschlechtseindeutigen Namen beizufügen.¹ Anfänglich hatte das Standesamt *Kiran* sogar als männlich eingeordnet,

¹ https://www.bundesverfassungsgericht.de/SharedDocs/Entscheidungen/DE/2008/12/rk20081205_1bvr057607.html (letzter Zugriff 06. 11. 2017).

und zwar mit Verweis auf seine phonologische Struktur: Der Ausgang *an* entspreche dem von *Julian*, *Fabian*, *Christian* und weise den Namen daher als männlich aus. Das Bundesverfassungsgericht erkannte jedoch in dem Unisexnamen *Kiran* keine Beeinträchtigung des Kindeswohls sowie der Entfaltung der kindlichen Identität und Individualität, was einen Durchbruch in der bisherigen Argumentation markiert (Schmidt-Jüngst 2013).

Die Frage, was einen Namen ‚weiblich‘ bzw. ‚männlich‘ macht – Phonologie? Morphologie? Konvention? –, wurde bislang kaum gestellt. Weder die Onomastik noch die (Gender-)Linguistik haben bislang erkannt, dass Rufnamen den wohl größten sprachlichen Beitrag zur Herstellung von Geschlecht leisten, das neben der Altersunterscheidung die kulturgeschichtlich älteste Form der Humandifferenzierung leistet (Hirschauer 2014). Erst mit *Naming Gender* von Susanne Oelkers (2003), die der Kieler *Gender Research Group* angehörte, ist die erste maßgebliche Arbeit zum Thema „Name und Geschlecht“ vorgelegt worden; der Schwerpunkt liegt in der phonologischen Kodierung von Geschlecht auf Rufnamen. Im gleichen Jahr hat der Kulturosoziologe Jürgen Gerhards in *Die Moderne und ihre Vornamen* die Frage gestellt, ob die Markierung von onymischem Geschlecht im Zeitverlauf als Reflex der gesellschaftlichen Angleichung der Geschlechterrollen abnehme (so wie er onymische Reflexe auf andere soziale Veränderungen wie die Transnationalisierung, Entfamiliarisierung, Säkularisierung etc. nachweisen konnte). Interessanterweise bestätigte sich seine Hypothese nicht. Dies lag jedoch eher daran, dass er nicht mit linguistischen Methoden vertraut war, d. h. nur bestimmte Auslaute zur namentlichen Geschlechtsbestimmung herangezogen hat, was zu wenig war. (Hinzu kommt, dass nur die Graphie berücksichtigt wurde, auch wenn von *Phonetik* die Rede ist). Seit 2003 kamen einige Forschungen hinzu, so dass das Thema „Name und Geschlecht“ seit ca. 15 Jahren ein gewisses, doch immer noch zu geringes wissenschaftliches Interesse erfährt.

Dabei kann die Relevanz des Namengeschlechts als tertiäres Geschlechtsorgan gar nicht hoch genug veranschlagt werden: Für Transgender-Personen genügt es heute, ihre Geschlechtsidentität nur noch durch den Wechsel ihres Vornamens zu deklarieren. Das war in der Vergangenheit anders. Im Transsexuellengesetz (TSG), das auch den Namenwechsel regelt, gab es seit 1981 mehrere Änderungen, die die Relevanz des Rufnamens insofern gestärkt haben, als weitere Bedingungen für die Anerkennung des Geschlechtswechsels gestrichen wurden. 1981 war (neben dem Namenwechsel) eine Hormonbehandlung und eine Operation, die sogar zur Fortpflanzungsunfähigkeit führen musste, verpflichtend. Eine bestehende Ehe wurde annulliert. Nach und nach sind diese und weitere Bedingungen gefallen, was die Relevanz des Namens für den Geschlechtswechsel indirekt erhöht hat. Heute ist somit nur noch der Rufnamen-

wechsel für den offiziellen Geschlechtswechsel erforderlich (denn Trans-Personen dürfen ebenfalls keine gegengeschlechtlichen Rufnamen tragen). Mehr denn je markiert der Name die Transition. Keine andere Transition innerhalb einer sozialen Differenz ist (in Deutschland) zwingend an einen Namenwechsel gekoppelt, weder die religiöse Konversion (allenfalls der Eintritt in einen Orden) noch der Eintritt in eine neue Altersstufe, der Wechsel der Nationalität oder die „Einheirat“ in eine andere Familie (wie dies früher einseitig für die Frau galt). Nur die Elternschaft zwingt ein verheiratetes Paar dazu, einen einheitlichen Familiennamen anzunehmen. Der Name ist für die Geschlechtsidentität von solcher Wichtigkeit, dass sein Wechsel oft zum Synonym des Geschlechtswechsels selbst wird, wie Bücher und Beiträge über Trans-Personen immer wieder zeigen: *Anne wird Tom – Klaus wird Lara* (Rauchfleisch 2013), *Aus Yvonne wird Balian*, *Aus Bradley wird Chelsea Manning* (siehe hierzu Schmidt-Jüngst, im Erscheinen). Für viele Trans-Personen performiert in erster Linie der Namenwechsel den Geschlechtswechsel, so wie umgekehrt das Nichtmehr-in-den-alten-Namen-Passen als Indiz für das falsche Geschlecht gewertet wird (zum Namenwechsel von Transgender-Personen siehe Schmidt-Jüngst 2015 und Schmidt-Jüngst, im Erscheinen, Nübling, im Erscheinen). So verhält es sich mit dem Geschlecht von Namen wie mit dem berühmten Elefanten im Raum: Es ist unübersehbar, wird aber nicht thematisiert. Das liegt nicht an seiner Tabuisierung, sondern an der Tatsache, dass die Eigennamenlinguistik im toten Winkel zwischen Onomastik (die sich wenig für Namengrammatik und die Geschlechterdifferenz interessiert) und Linguistik (die sich wenig für Namen interessiert) liegt. Im Folgenden sollen drei unterschiedlich gelagerte gender-onomastische Themen beleuchtet werden: a) Devianzen bei der Genusklassifikation von Personennamen, b) das phonologische Degendering von Jungennamen auf *-a* seit der Jahrtausendwende, und c) das menschliche Gendering von Tiernamen.

2 *Das Heidi und der Schellen-Ursli: „Verstöße“ gegen Prinzipien der Genuszuweisung*

Wenn es ein semantisches Genuszuweisungsprinzip gibt, auf das Verlass ist und das nicht nur die oft überschaubaren Wörter eines (meist kleinen) semantischen Feldes abdeckt², dann ist es das Genus-Sexu-Prinzip oder das sog.

² Dies gilt für die Bezeichnungen von Farben (→ N.), Himmelsrichtungen (→ M.), Winden (→ M.) oder Früchten (→ F. außer *Apfel*, *Pfirsich*), die meist das Genus ihres Hyperonyms übernehmen.

„natürliche Genus“ (Köpcke & Zubin 2009: 133), also die Tatsache, dass Bezeichnungen (Appellativa) für weibliche Menschen feminin und solche für männliche maskulin sind.³ Selbst Konversionen ohne formale Kennzeichen (sog. Differentialgenus: *die/der Angestellte, Alte, Auszubildende*) und Wortbildungssuffixe, die aus männlichen Bezeichnungen weibliche derivieren (*der Soldat – die Soldatin*) oder umgekehrt (*die Hexe – der Hexer*), wenden dieses Genus-Sexu-Prinzip produktiv an, ebenso personenbezeichnende Fremd- und Lehnwörter (*die Queen – der King*).⁴ Einzig das morphologische Prinzip kann das semantische ausstechen, am besten erkennbar an der Diminution, die im Fall von *-chen* und *-lein* gemäß dem Kopf-rechts-Prinzip ausnahmslos Neutra generiert (*das Fräulein, das Männchen*). Allerdings ist das Deutsche bekannt für einige sog. *hybrid nouns* wie *das Weib*. Manche zählen (trotz des Diminutivsuffixes, doch wegen seiner Lexikalisierung und fehlenden Grundform) auch *das Mädchen* dazu (Corbett 1991: 183; Corbett 2006: 213). Diese Genus-Sexu-Diskordanz wird semantisch „begradigt“, je weiter entfernt vom genushaltigen Nomen (*controller*) sich der kongruierende Marker (*target*) befinden: Während der adjazente Artikel immer neutral ist, d. h. das (grammatische) Genus markiert, kann ein anaphorisches Pronomen im Folgesatz das Wort semantisch als weiblich und damit als Femininum klassifizieren (*das Mädchen – sie*). Dies bildet die *gender agreement hierarchy* ab (Corbett 1991: 225–260; Corbett 2006: 214–218; Panther 2009). Abgesehen von diesem hybriden Kongruenzverhalten haben Köpcke & Zubin früh darauf aufmerksam gemacht, dass mit neutralen Frauenbezeichnungen Abwertungen verbunden sind: Die neutralen Pejorativa für Frauen sind Nomina mit herabsetzender oder bemitleidenswerter Bedeutung, etwa *das Weib, das Mensch, das Frauenzimmer* (Köpcke & Zubin 1996: 483; siehe auch Köpcke & Zubin 2003).

Bislang übersehen wurden Personennamen. Hier ging man von einem besonders strikten Genus-Sexu-Prinzip aus, das wegen seiner Ausnahmslosigkeit

3 Um die Verbindung zur Genusforschung zu erhalten, wird hier der biologistische Ausdruck *Sexus* gebraucht. Gemeint ist das Geschlecht, dem sich ein Mensch zugehörig fühlt. Meistens (wenngleich nicht zwingend) korreliert dieses mit dem biologischen Geschlecht.

4 Merkwürdigerweise besteht Widerstand gegen die Feststellung einer solchen Genus-Sexu-Korrelation; vermeintliche Gegenbeispiele werden dann in der Tier- oder gar Objektwelt gesucht, obwohl diese Korrelation hierfür nie postuliert wurde. So schreibt Donalies (2008) in der Rubrik „grammis“ des IDS: „Dennoch weiß natürlich jedes Kind, dass das Genus, das grammatische Geschlecht, und der Sexus, das biologische Geschlecht, keineswegs immer übereinstimmen: ‚Oder glaubt einer, alle Igel seien männlich und alle Fliegen weiblich? Wir wissen schon Bescheid, aber es interessiert uns eben nicht‘“ (Heringer 1995: 208). Hinderling (1999) bemüht gar *der Apfel* und *die Birne*. Die wirklich interessanten Abweichungen und deren Hintergründe werden dagegen übersehen.

keit keiner Erwähnung bedurfte. Während den meisten Rufnamen sogar ein auf Sexus verweisendes Genus inhärent ist (*Ingrid* → F., *Herbert* → M.), gehören blanke Familiennamen zu den wenigen genuslosen Nomina. Ihnen wird Genus referenziell zugewiesen, d. h. in Abhängigkeit vom Geschlecht der damit bezeichneten Person; ist diese(s) nicht bekannt, dann kann dem Familiennamen auch kein Genus zugewiesen werden (denn das Neutrum als überdachendes Genus steht nicht zur Verfügung). Potentiell noch vorhandene, aber erstarrte appellativisch-lexikalische Strukturen wie *-mann*, *-sohn* oder *Wiese* haben ihr Genus längst gelöscht: *die Bergmann*, *die Mendelsohn*, *der Wiese* sind möglich Bezüge auf konkrete Personen. Nur echte Diminutive überschreiben diese festen Relationen (*das Müllerchen*). Umso bemerkenswerter ist die in der Überschrift angedeutete Tatsache – es handelt sich um die Protagonisten zweier in der Schweiz spielender Kinderbücher –, dass in manchen Dialekten einerseits (nicht-diminuierte) Frauennamen neutral, andererseits diminuierte Männernamen maskulin sein können: *das Ingrid*, *das Heidi*⁵ – *der Ursli*. Im Alemannischen kommt meist beides zusammen, in anderen Dialekten oft nur eins von beiden. Hier liegen bemerkenswerte Asymmetrien vor, die nur durch soziale Geschlechterrollen und hierarchien erklärt werden können. Im ersten Fall wird Neutrum zugewiesen, obwohl Femininum erwart- und verfügbar wäre; in gewisser Weise zeigen volle weibliche Rufnamen ein Genusverhalten, das man von diminuierten Namen erwarten würde. Spiegelbildlich verhält es sich im zweiten Fall. Hier müsste wegen des Diminutivsuffixes *-li* das morphologische als stärkstes aller Zuweisungsprinzipien greifen. *Ursli* müsste also neutral sein, ist aber maskulin. Hier setzt sich das semantisch-referentielle Prinzip gegen das morphologische durch.

Das trinationale DFG-Projekt „*Das Anna und ihr Hund – Weibliche Rufnamen im Neutrum. Soziopragmatische vs. semantische Genuszuweisung in Dialekten des Deutschen und Luxemburgischen*“ geht solchen Fragen nach (für die Schweiz siehe Christen 1998, für erste Projektergebnisse Busley & Fritzing, im Erscheinen).⁶ Zum einen erhebt es die letzten Relikte solcher onymi-

5 Unterschiedlich verhalten sich Ableitungen auf *-i*, die im Standarddeutschen weitgehend der Genus/Sexus-Kongruenz folgen (*der Uli*, *die Uli*), in der Schweiz aber bei Frauen das Neutrum auslösen (*ds Anni*, *ds Mueti*, *ds Tanti*). Sogar identische *i*-Bildungen wie *Pfusi* ‚dicker Mensch‘ praktizieren eine Art Differentialgenus zwischen Neutrum mit Bezug auf Frauen und Maskulinum mit Bezug auf Männer: *ds Pfusi* ‚dicke Frau‘, *dr Pfusi* ‚dicker Mann‘. Wegen dieses noch nicht abschließend geklärten Status von *-i* in *Heidi* wurde *das Ingrid* hinzugefügt: Frauennamen bedürfen keiner Diminution, um zu Neutra zu werden.

6 Dazu mehr unter <https://lettres.unifr.ch/fr/langues-litteratures/germanistik/linguistik/laufende-forschungsprojekte/das-anna-und-ihr-hund.html> und <http://www.namenforschung.net/weibliche-rufnamen-im-neutrum/projektvorstellung/>. (letzter Zugriff 06. 11. 2017)

scher Neutra in möglichst vielen Dialekten (das Areal befindet sich im Westen am Rhein und zieht sich südlich weit in die Schweiz, nördlich ins Niederdeutsche und östlich bis ins Thüringische hinein); siehe Nübling, Busley & Drenda (2013). Zum anderen versucht es anhand qualitativer Interviews sowie Online-Befragungen die Funktion dieser Neutra zu ergründen, vor allem dann, wenn daneben auch das Femininum zur Verfügung steht. In vielen Dialekten und im Luxemburgischen ist das Neutrum jedoch fest grammatikalisiert; hier sind Frauenrufnamen per se Neutra. Wo aber das Neutrum neben dem Femininum existiert, erschließt sich die Funktion des Neutrums (sowie des Femininums) am besten. Wenngleich sich je nach Dialekt kleinere Unterschiede ergeben, so lässt sich insgesamt sagen: Vertraute, womöglich mit dem Sprecher/der Sprecherin verwandte, junge, sozial rangniedrigere, im Dorf verbliebene und dialektsprechende Mädchen und Frauen treten ins Neutrum, während „gestandene“, ältere, meist verheiratete und/oder berufstätige Frauen, die womöglich das Dorf verlassen haben oder zugezogen sind, üblicherweise ins Femininum treten – immer bezogen auf ihre Rufnamen bzw. Pronomen. Das Alter kann eine Rolle spielen: Während in der Schweiz jegliche weibliche Verwandte, auch Großmütter, Neutra sein können, gilt dies in anderen Dialekten nur für gleichaltrige oder jüngere Verwandte.

Hier bestätigt sich die in Köpcke & Zubin (2003) für das Deutsche und seine jüngere Geschichte beschriebene Binnendifferenzierung von Frauen in Mädchen und (Ehe-)Frauen, die sogar Genusdubletten wie *der Ekel* (Abstraktum) vs. *das Ekel* ‚widerwärtige Frau‘, *der Mensch* vs. *das Mensch* ‚liederliche Frau‘, *das Fräulein* ‚ledige Frau‘ vs. *die Fräulein* ‚Lehrerin‘ generiert. Dabei vermuten Köpcke & Zubin (2003) das 17./18. Jh. als Zeitraum für die Entstehung dieser neutrumbasierten Clusterbildung, deren Kern die frequenten neutralen Appellativa *Weib*, *Mädchen* und *Frauenzimmer* bildeten. Im 19. und 20. Jh. habe dieses Cluster einen „dramatic increase“ (Köpcke & Zubin 2003: 154) erfahren, seine Produktivität hält bis heute an: *das Girl*, *Pin-up*, *Model*, *Bunny*, *Schaf*, *Ding*, *Aas*, *Klappergestell*, *Loch*, *Flittchen*, *Aschenputtel* (die Autoren erwähnen ca. 100 solche Neutra in ihrem Sample). Auch wenn man hierfür Metonymien, Metaphern oder einfach nur Diminutive mit ihrer zufälligen Neutrumzugehörigkeit verantwortlich machen möchte, so fällt auf bzw. will erklärt sein, a) warum dieses Ausmaß metaphorischer Neutra nicht für negative Männerbezeichnungen gilt, b) warum Männerbezeichnungen fast nie diminuiert werden, und c) warum es gar eine Art „Differentialneutrum“ bei substantivierten Adjektiven zu geben scheint vom Typ *Schau mir in die Augen*, *Kleines* (womit kein Mann oder Junge gemeint sein kann).

Während mit den dialektalen Rufnamenneutra keine negativen Konnotationen verbunden sein müssen (betreffende Frauen stellen sich unter Umstän-

den selbst im Neutrum vor, z. B. im Saarland, in der Pfalz, im Hunsrück), liefern neutrale Familiennamen, die (überregional) vor allem im Internet verwendet werden, Evidenz für degradierende Effekte. Dies lässt sich beim Gebrauch von *das Merkel* beobachten. Manchmal wird auch auf Männer im Neutrum referiert, wenn sie Schwäche gezeigt oder versagt haben (z. B. *das Diepgen* für den gescheiterten Berliner Bürgermeister). Viel mehr als die weitgehend inflationierten (teilweise sogar grammatikalisierten) Rufnamenneutrala vermitteln die Familiennameneutrala dieses, durch den Genuswechsel bewirkte, alte Pejorationspotential. Bereits im Indogermanischen, aber auch heute bezeichnen neutrale Substantive fast ausschließlich unbelebte Denotate, mit Ausnahme von (noch nicht bzw. gering sexuierten) Kindern und Jungtieren (*das Kind, Neugeborene, Kalb, Lamm, Fohlen*). Werner (2012) spricht beim Neutrum mit Referenz auf Belebtes von „Asexus [...], und zwar mit intendierter, starker Pejoration“ (Werner 2012: 192). Köpcke (1993: 139) sieht das Neutrum bei Frauenbezeichnungen als „Mittel zur Entkräftung“, Nübling (2014) als „derogatives Genus“ und Mittel zur „Deagentivierung“. Di Meola (2007) bezeichnet das Neutrum als „defizitäres Genus“, da es immer das Fehlen einer Eigenschaft anzeige, unter anderem von Agentivität; er vergleicht Ableitungspaare vom Typ *das Gedicht/der Dichter*, auch solche mit dem gleichen Suffix (*das Diktat/der Autokrat*) und Homonyme wie *das Bund/der Bund* (Di Meola 2007: 96). In Nübling (2014) wurden die Kontexte von *das Merkel*-Nennungen in einem Web-Korpus dokumentiert, denen allesamt gemein ist, dass sie die Handlungsmacht der Kanzlerin in Frage stellen, indem sie ihr Entschluss- und Handlungsfähigkeit absprechen. Das Neutrum dient meines Erachtens primär der Agentivitätsreduktion. Das würde ein Maskulinum nicht leisten.

Interessanterweise werden vermeintlich „unmännliche“ Männer ins Femininum abgeschoben (*die Memme, Schwuchtel, Tunte*), während Frauen, die nicht die Geschlechterstereotypen erfüllen, ins Neutrum verschoben werden (siehe Abb. 5.1, die auch die sozialen Fallhöhenunterschiede visualisiert). Familiennamen als öffentliche „Distanznamen“, die üblicherweise auch nicht diminuiert werden und die gerade nicht auf Frauen aus dem Nahbereich referieren, transportieren mit dem Neutrum noch diese vermutlich alte, dysphemistische Funktion (mehr in Nübling 2017a).

Umgekehrt ist es von Belang, dass Männerrufnamen nicht nur per se niemals ins Neutrum geraten (**s Peter*),⁷ sondern sogar auch dann gegen das Neutrum immun sind, wenn sie diminuiert sind. Damit heben sie das stärkste (morphologische) Prinzip aus den Angeln. Dialektbefragungen bestätigen, dass

7 Außer im Wallis sowie in den Walser Mundarten von Gressoney & Issime; Zürrer (1999: 245–156).

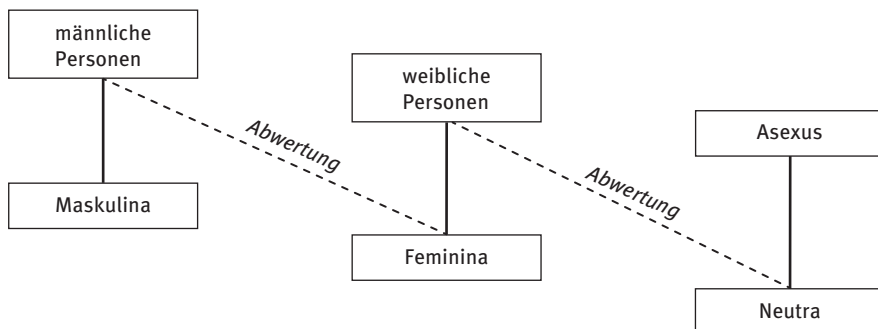


Abb. 5.1: Unterschiedliche Gendereffekte bei Genus-Sexus-Diskordanzen.⁸

Diminutive wie *Seppli*, *Ursli*, *Peterle*, *Hänschen* zwar verwendet, aber mit maskulinen *targets* versehen werden, d. h. bei den Pronomen und sogar beim Artikel (*der Peterle – er*), s. auch Baumgartner & Christen (2017) Allenfalls bei kleinen Jungen im Vorschulalter wird eingeräumt, dass das Neutrum akzeptabel sein kann, oder es wird, wie eine Online-Umfrage im Rahmen des Projekts erwiesen hat, damit verächtlich auf zu klein oder schwächlich geratene Männer referiert.

Damit erweist sich, dass die Genusklassifikation bei den Animata viel mehr leistet als die Verzahnung von biologischem mit grammatischem Geschlecht: Sie reflektiert Gendervorstellungen einer Gesellschaft, Rollenerwartungen und Geschlechterstereotype. Deren Befolgung korreliert mit Genus-Sexus-Konkordanz, deren Nicht-Befolgung mit Genus-Sexus-Diskordanz. Verstöße gegen das sprachliche Genus-Sexus-Prinzip spiegeln somit Verstöße gegen die soziale Geschlechterordnung. Dabei scheint das Neutrum als „drittes“ Genus nur für Mädchen und Frauen, aber nicht für Jungen und Männer zur Verfügung zu stehen, selbst dann nicht, wenn deren Namen und Appellative diminuiert sind (zur Nutzung anderer Genus-Sexus-Diskordanzen siehe Nübling 2017a). Deshalb ist dafür zu plädieren, die Genusklassifikation nicht nur bei Appellativen, sondern auch bei Eigennamen zu untersuchen. Gerade weil Namen frei von lexikalischer Bedeutung sind, wird die genuine Leistung des Genus umso sichtbarer.

⁸ Leicht modifiziert nach Nübling (2017a: 204).

3 *Luca, Noah und Mika*: Phonologisches Degendering von Jungennamen auf *-a*

Informationen über das Geschlecht von Namenträger/inne/n leistet nicht nur das Genus, auch der Namenkörper kann der Geschlechtsauskunft dienen. Am klarsten erweist sich dies im Fall spezifischer Suffixe bzw. phonologischer Segmente wie oben erwähntes, männlich assoziiertes *-an* in *Christian, Fabian, Stefan*, das anfänglich die Durchsetzung von *Kiran* erschwert hatte. Umgekehrt haben Namen auf *-a, -ette, ine/ina* und *-e* im Deutschen eine sehr hohe Wahrscheinlichkeit, Frauennamen zu sein – erst recht dann, wenn ihre Basis ein Männername ist (unterstrichen): *Sabrina, Martina, Annette, Jeanette, Katharina, Janina, Sabine, Wilhelmine, Elke, Christiane*. An Männernamen suffigiert kommt diesen Endungen morphologischer Status zu (*Martin{a}*); in den anderen Fällen ist der Status nicht richtig geklärt, er oszilliert zwischen phonologisch (*Sabrin[a]*) und submorphologisch. Tatsache ist, dass Namen auf *-a* eine fast 100 %-ige Wahrscheinlichkeit haben, weiblich zu sein, zumindest bis zur Jahrtausendwende. Umgekehrt haben Einsilber und Namen auf Konsonant oder *-o* eine sehr hohe Wahrscheinlichkeit, Männernamen zu sein.

Die häufige einseitige Movierung von Männer- zu Frauennamen führt nicht nur zu längeren und vokalreicheren, sondern auch zu anders betonten Namen, denn wie *Míchael, Mártin, Chrístian* gegenüber *Michaéla, Martína, Christiáne* zeigen, hat die Movierung häufig den Akzentwechsel auf eine hintere Silbe zur Folge. Dies hat langfristig zu mit Geschlecht aufgeladenen Namenschemata geführt. Die meisten Menschen können auch unbekannt Namen ein Geschlecht zuweisen, und dies mit großer Übereinstimmung, wie die Replizierung eines amerikanischen Tests mit Leipziger Studierenden durch Gerhards (2003) gezeigt hat: Mit klarer Mehrheit wurden Namen wie *Lamecca, Maleka, Shatrye* weiblich und *Oukayod, Cagdas, Rashueen* männlich klassifiziert. Auch Oelkers (2003: 199–214) nahm solche Tests vor – mit ähnlichen Resultaten. Das Wissen über geschlechtsindizierende Namenmuster wird somit produktiv angewendet.⁹

⁹ Dieses Wissen ist relativ neu, denn die dithematischen germanischen Rufnamenkomposita enthalten kaum oder keine phonologischen Unterschiede; vgl. *Waltraud* (w.) mit *Helmut* (m.) oder *Gertrud* (w.) mit *Meinrad* (m.). Hier gilt heute pure Konvention, das Wissen um das Namensgeschlecht. Im Germanischen galt dagegen folgende Genusregel: Weibliche Namenkomposita mussten ein feminines, männliche ein maskulines Zweitglied enthalten. Auch dieses Faktum spricht für einen engen Connex zwischen Genus und Geschlecht. Außerdem konnten auch Adjektive verwendet werden.

Tab. 5.1: Strukturunterschiede der 100 häufigsten Frauen- und Männerrufnamen (transkribiert) in Deutschland.

	Frauen	Männer
1. Silbenzahl	Ø 2,54	Ø 1,92
2. Hauptakzent	erste Silbe: 67 %	erste Silbe: 90 %
3. Kons./Vokalanteil	K < V: 22 % K = V: 40,5 % K > V: 37,5 %	K < V: 10 % K = V: 33 % K > V: 57 %
4. Auslaut	auf Vokal: 78,5 % auf Kons.: 21,5 %	auf Vokal: 19 % auf Kons.: 81 %

Zieht man die 100 häufigsten Rufnamen der zwischen 1930 und 2012 geborenen Personen heran, gelangt man zu den Strukturunterschieden in Tabelle 5.1: Frauennamen sind im Schnitt mehr als eine halbe Silbe länger, zu einem Drittel auf einer nicht-ersten Silbe betont (Männer: 10 %). Sie enthalten insgesamt mehr Vokale, und vor allem lauten sie zu fast 80 % vokalisches aus; Männernamen sind dagegen fast invers zu ca. 80 % konsonantisch. Namenlänge und Auslaut sind damit die am stärksten geschlechtsindizierenden Merkmale. Sie sind kontingent und historisch variabel.

In Nübling (2009) und (2012) konnte anhand der jeweils 20 meistvergebenen Namen zwischen 1945 und 2015 nachgewiesen werden, dass – entgegen Gerhards' (2003) negativen Befunden, die einzig auf dem Namensauslaut basierten – seit ca. 1970 auf dem Namenkörper Genderrückstufungen stattfanden: Die Namenlänge beider Geschlechter hat sich einander angeglichen. Ab 1960 (Mädchen: 2,9 Silben, Jungen: 1,75) wurden die Mädchennamen kürzer und vor allem die Jungennamen länger, was 1980 zu dem minimalen Unterschied von nur 0,1 Silben führte (Mädchen: 2,6; Jungen: 2,5). Seitdem verringern beide Geschlechter ihren Namenumfang; siehe heutige Kindernamen wie *Mia*, *Leah*, *Lara* (weiblich) und *Leo*, *Ben*, *Finn* (männlich). Allerdings existieren so gut wie keine einsilbigen Mädchennamen, abgesehen von *Ruth* und *Kim*. Ebenso wenig existierten bis ca. 2000 Jungennamen auf *-a*. Noch 2004 veröffentlichte Oelkers den Aufsatz „Der Fall Luca. Zur Männlichkeit und Weiblichkeit von Vornamen“ (Oelkers 2004), wo sie ein kleines Mädchen in ihrem Bekanntenkreis mit diesem ursprünglich italienischen Männernamen erwähnt. Oelkers prognostiziert, dass *Luca* – ähnlich wie zuvor *Andrea* und *Gabriele* – wegen seines im Deutschen strikt weiblich assoziierten *a*-Auslauts zum Mädchennamen würde. Heute wissen wir, dass das Gegenteil eingetreten ist und dass nicht nur *Luca*, sondern wenig später auch *Noah* die obersten Ränge der

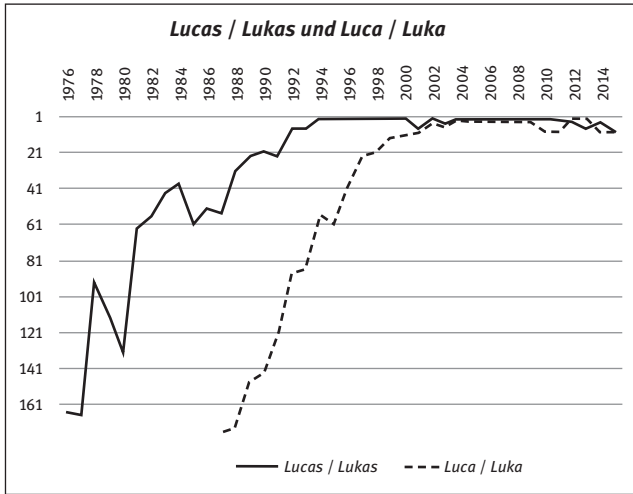


Abb. 5.2: Die Spitzenreiter *Luc/kas* und *Luc/ka* (1976 bis 2015).¹⁰

Jungennamen erobert haben. Dabei handelt es sich genau um die von Gerhards (2003) seit 1960 erwartete sog. *Androgynisierung*. Genaugenommen liegt eine Rückstufung von Geschlecht vor, ein Degendering oder *undoing gender* im Sinne von Hirschauer (1994) und (2014). Da Gerhards' Studie nur bis in die 1990er Jahre reichte, konnte er diese Hypothese (noch) nicht bestätigen.

Abbildung 5.2 bezieht sich auf die männlichen Geburtsjahrgänge von 1976 bis 2014 in Zweijahresabständen. Seit 2000 betritt *Luca* (und damit der erste auf *a* auslautende Name überhaupt) die Top 10 der Jungennamen. (Genaugenommen handelt es sich um einen Unisexnamen, an dem jedoch nur wenige Mädchen partizipieren). Diese Entwicklung hat sich jedoch erst langsam angebahnt. Zunächst vermehren die Jungennamen ab den 1970er Jahren ihre Silbenzahl und damit auch die Vollvokale in den Nebentonsilben. (Typische Namen um 1945 waren *Peter*, *Dieter*, *Jürgen*, *Hans*, um 1975 dagegen *Michael*, *Stefan*, *Matthias*, *Christian*). Doch bleiben diese gefüllten Endsilben noch lange konsonantisch versiegelt. Seit den 1980er Jahren arbeitet sich *Lukas* stark nach oben und landet schon Anfang der 1990er Jahre in den Top 10, um mehrere Jahre lang den ersten Platz zu besetzen.

Abbildung 5.2 zeigt, dass im Kielwasser von *Lukas* dicht sein konsonantisch „entsiegeltes“ Pendant, *Luca* bzw. *Luka*, folgt. Der parallele, steil aufsteigende Verlauf macht einen Zusammenhang zwischen diesen beiden Namen

¹⁰ Knud Bielefeld danke ich sehr für die Erstellung dieser Grafik.

plausibel. Mittlerweile befindet sich auch *Noah* (ohne konsonantisch auslautendes Pendant) unter den Top 10, und 2016 sind *Jonas* auf Platz 1 und *Elias* auf Platz 2 vorgerückt. Beide besitzen Namenpendants auf offenes *-a*, *Jona(h)* und *Elia(h)*. Wenn man auf den Seiten von *beliebte-vornamen.de* deren Verlaufskurven betrachtet, so zeigen beide schon steil nach oben: *Jona(h)* hat 2016 mit Platz 42 bereits die Top 50 erreicht, *Elia(h)* befindet sich auf Platz 116 (mehr siehe in Nübling, im Erscheinen). Andere Jungennamen wie *Joshua* und *Mika* nehmen ebenfalls zu. Wichtig ist, dass sich diese Entwicklungen seit einigen Jahrzehnten im Namenkörper der Jungennamen angekündigt haben; in manchen Fällen besitzen sie sogar ganz konkrete Vorreiter, wie dies für *Lukas* gegenüber *Luca* gilt und (vermutlich) für *Jonas* und *Elias* gegenüber *Jona(h)* und *Elia(h)*.

Die Frage ist, ob umgekehrt auch Mädchen von ihren Eltern zunehmend „männlich“ klingende Namen bekommen. Dem entsprächen Einsilber auf Konsonant, z. B. aus dem Amerikanischen entlehnte Namen wie *Lynn*, *Kate*, *Liv*, deren Zunahme jedoch nicht zu beobachten ist (2015 rangierten diese Namen zwischen Platz 138 und 187). Vielmehr befinden sich unter den 11 häufigsten Mädchennamen ausnahmslos solche auf *-a* (*Mia*, *Emma*, *Sophia*, *Hanna* etc.); Platz 12 und 13 besetzen *Leonie* und *Amelie*, danach folgen wieder viele Namen auf *-a*. Möglicherweise geht die Gendernivellierung einseitig von den Jungennamen aus, indem diese verstärkt „feminisieren“ und damit langfristig die phonologische Geschlechterdifferenz unterminieren. Diese sich auf den Rufnamen abspielenden Geschlechterdifferenzen und ihre Umbrüche sind noch nicht ausreichend dokumentiert und interpretiert. Hierzu bedarf es transdisziplinärer Expertisen, allen voran von Seiten der Soziologie, die an vielen Stellen eine abnehmende Relevanz von Geschlecht beobachtet.¹¹ Gerhards (2003) zufolge sind Rufnamen als Seismographen sozialer Entwicklungen zu betrachten.

4 Von *Lumpi* zu *Sammy* vs. *Gina*: Zur Sexuierung bzw. Genderisierung von Tiernamen

In noch stärkerem Maße auf Nachbardisziplinen angewiesen ist man, wenn man die Individualbenennung von Tieren verstehen möchte. Aus onomastischer Sicht ist noch wenig darüber bekannt, noch weniger aus diachroner Perspektive, obwohl das menschliche Interesse an den Namen und der Benennung von Tieren

¹¹ Dass Geschlecht innerhalb von Paarbeziehungen nicht nur irrelevant, sondern hinderlich ist, zeigt aus soziologischer Perspektive Hirschauer (2013), aus onomastischer Nübling (2017b).

enorm ist. Ob bzw. inwieweit die Benennung auch eine Sexuierung bzw. Genderisierung des Tieres leistet, ist bislang nicht erforscht.¹² Es liegen nur wenige und oft indirekte Hinweise vor, denen im Folgenden nachgegangen werden soll (basierend auf Dammel, Nübling & Schmuck 2015a).

Eine alltägliche Bestätigung für die Relevanz von Geschlecht bei der Tierbenennung liefern Aufrufe von Tiergärten und Zoos, sich an der Namenvergabe für neugeborene Tierjungen zu beteiligen. Dabei wird öfter betont, dass die Geschlechtsbestimmung Voraussetzung für eine Namenvergabe sei und dies bei bestimmten Tierarten (z. B. Kakadus) zu einer späteren Benennung führen könne: ohne Geschlecht kein Name.

Studien zu Haustierbenennungen zeigen, dass dann, wenn ein Tier falsch geschlechtsbestimmt wurde, es zur nachträglichen Umbenennung kommen kann. Für Katzen belegt sind Namenwechsel von *Karl* zu *Karl-Doris*, von *Peter* zu *Frau Peter* und von *Cerberus* zu *Zerberuss*. (Kraß 2014). Ein Kaninchen wurde von *Hoppel* zu *Hoppelinchen* moviert und diminuiert (Holzschuh 2015). Manchmal kommt es zu Unisexnamen, z. B. *Knöpfchen* für ein Kaninchen unbekanntes Geschlechts. Katzen und Kaninchen werden im Vergleich zu Hunden weniger streng sexuskonform benannt. Dies kann neben ihrer schwerer erkennbaren Geschlechtszugehörigkeit auch daran liegen, dass Kaninchen und Katzen typischerweise Tiere für kleine Kinder sind. Möglicherweise sexuieren Kinder ihre Streichtiere weniger als dies Erwachsene tun. Vor diesem Hintergrund wären Untersuchungen von Meerschweinchen- oder Hamsternamen interessant.

Wenn Nutztiere benannt werden, beachtet man deren Geschlecht sehr genau, denn ihre Ausbeute ist engstens an ihren Sexus gekoppelt: Kühe geben Milch, Bullen Fleisch. Früher setzte man letztere auch als Arbeits- oder Zugtiere ein.¹³ Auch ist die Verweildauer am Hof und die Tier/Mensch-Kontaktfrequenz – wichtige Faktoren für die Tiernamenvergabe – bei Kühen und Bullen höchst unterschiedlich. Weitere benennungsförderliche Faktoren sind die Menschenähnlichkeit des Tieres, ob es an der Kommunikation teilhat (unter anderem auf seinen Namen reagiert), ob eine emotionale Beziehung zwi-

12 Bei der Vergeschlechtlichung von Tiernamen dürfte der auf das biologische Geschlecht rekurrierende Terminus *Sexuierung* der adäquatere sein (besonders bei Nutztieren). Bei den Namen anthropomorphisierter Katzen oder Schoßhunde wäre eher von *Genderisierung* zu sprechen, da ihre Halter und Halterinnen in ihnen Kinder oder Partner/Partnerinnen sehen und ihnen oft genderspezifisch-stereotypes Verhalten unterstellen.

13 Interessanterweise können Kühe, wenn sie für – offensichtlich männlich genderisierte – Zugarbeiten eingesetzt werden, ihr Namengeschlecht wechseln. So beobachtet Schönfeld (1987) bei Zugkühen in der Magdeburger Börde, dass ihnen männliche Namen gegeben wurden: „Die Zugkuh wurde auch mit Männernamen bezeichnet, wie das Pferd, also Hans, Max, Moritz, auch Schimmel. Von ihr wurde häufig im männlichen Geschlecht geredet“ (Schönfeld 1987: 217).

schen Mensch und Tier besteht, ob das Tier den menschlichen Bewegungsradius teilt und es, wenn in Gruppen gehalten, äußerlich distinkt ist. Im Fall von Nutztieren ist auch ihr Nutzwert relevant, wohingegen ihr intendierter Tod eine Benennung hemmt – umso mehr, je früher geplant.

Seit einigen Jahren liegen empirisch fundierte Einzelbeiträge zur Benennung von Pferden (Schwerdt 2007), Haus- und Zuchthunden (Schaab 2012 bzw. Leppla 2015), Katzen (Kraß 2014) und Kaninchen (Holzschuh 2015) vor; zu weiteren siehe Dammel, Nübling & Schmuck (2015b, c). Geschlecht wurde dabei meist mitberücksichtigt. Die Frage ist, ob bzw. inwieweit und mit welchen Mitteln eine onymische Geschlechtskennzeichnung vorgenommen wird.

Was das Type/Token-Verhältnis betrifft, so gelangen mehrere dieser Untersuchungen zu ähnlichen Ergebnissen wie beim Menschen insofern, als bei Tierweibchen aus einem größeren Nameninventar geschöpft wird als bei Männchen: Schaab (2012) hat 1.000 (Haus-) Hundennamen (488 Hündinnen, 512 Rüden) untersucht und festgestellt, dass es bei den Hündinnen nur sieben Namen sind, die fünfmal oder öfter vergeben wurden, während es bei den Rüden mit 14 Namen immerhin doppelt so viele sind. Damit scheinen Hündinnen individueller benannt zu werden, Rüden monotoner – anders bei Zuchthunden, bei denen Singularität des Namens und Markierung des Geschlechts durch die Hundezuchtordnung vorgeschrieben sind. Hier wird Geschlecht überdeutlich am Namen markiert. Zuchtternamen gleichen Warennamen, da sie auch zum Kauf des Produkts anregen sollen. Dies erklärt die adlige Anmutung vieler Hundezuchtnamen (*Tina von den Hochseebächen, Aristo vom Dalbornhof*). Bei Katzennamen ist das Type/Token-Verhältnis ausgeglichener, wengleich weiblichen Katzen ebenfalls eine größere Namensvielfalt zukommt (Kraß 2014). Dagegen kehrt sich dieses Verhältnis bei Kaninchen leicht um (Holzschuh 2015). Dies legt die Vermutung nahe, dass bei der Benennung phänotypischer Geschlechtsdimorphismus eine Rolle spielt: Während das biologische Geschlecht von Nutztieren maximal sichtbar und relevant ist, verringert sich diese Differenz bei Hunden, noch mehr bei den Katzen, und am meisten bei Kaninchen und anderem Kleingetier (siehe Abb. 5.3).

Auch was den Anteil menschlicher Namen an Tiernamen betrifft, ergeben sich Geschlechterunterschiede: Namen für Weibchen schöpfen stärker aus dem Anthroponomastikon als solche für Männchen. Deutlich zeigt dies die Benennung von Zuchtkühen und -bullen. Bausinger (1971) stößt sogar auf spiegelbildliche Verhältnisse:

Die [...] Prozentsätze sind genau seitenverkehrt: bei den weiblichen Tieren tragen 82% menschliche Vornamen, 18% andere Namen; bei den männlichen Tieren tauchen 18% menschliche Vornamen auf, während das Gros von 82% andere Namen trägt. (Bausinger 1971: 175)

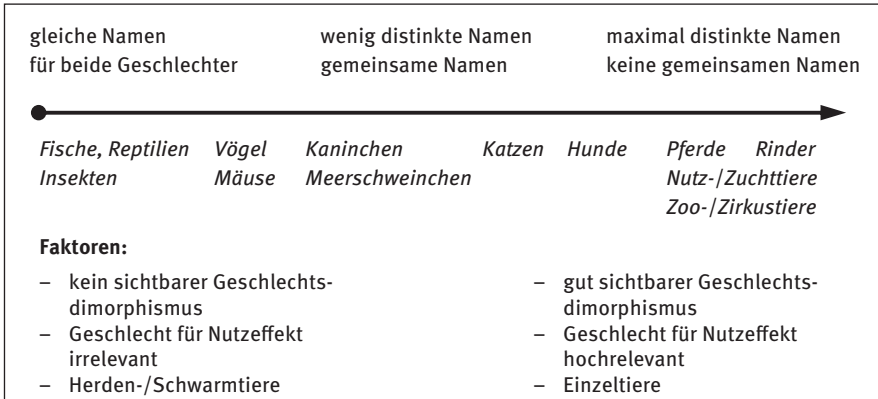


Abb. 5.3: Faktoren des *naming gender* bei Tieren.¹⁴

Außerdem entsprechen anthroponymische Kuhnamen eher geläufigen Frauennamen (*Bärbel, Gerlinde, Doris, Lotte*)¹⁵, während anthroponymische Bullennamen verstärkt auf seltene, antiquierte Namen zugreifen (*Peppo, Meinulf, Rufus*). Bausinger (1971) begründet dies damit, dass die Kühe schon auf dem Hof als *Kälber* benannt und unter diesem Namen auch versteigert werden, während die Benennung von Bullen oft erst kurz vor der Versteigerung erfolge, hier also ein gewisser Zeitdruck bestehe und auch bestimmte Anfangsbuchstaben beachtet werden müssen, was insgesamt zu ausgefalleneren Namen führe.

Für Schweden zeigt Leibring (2015), dass die onymische Mensch/Tier-Grenze immer durchlässiger wird und sich dabei die Namen von Hündinnen stärker mit aktuellen Mädchennamen überschneiden als die von Rüden mit Jungennamen. Sie begründet dies damit, dass der Hund prototypischerweise männlich konzipiert werde. (Tatsächlich scheinen fast alle fiktiven Hunde in Comics, Literatur und Filmen männlich zu sein; ein genauer Nachweis steht noch aus). Da früher für Hunde noch ein separates Nameninventar (ein sog. *Kynonomastikon*) bestand und Geschlecht kaum differenziert wurde (siehe Einheitsnamen wie *Lumpi, Waldi, Fifi, Rex*), heute aber im Zuge der Anthropomorphisierung die soziale Hauptdifferenz Geschlecht immer wichtiger geworden ist, ist das *Kynonomastikon*, da männlich assoziiert, auf die Rüden übergegangen.¹⁶ Daraus erwuchs ein besonderer Benennungsbedarf für Hün-

¹⁴ Nach Dammel, Nübling & Schmuck (2015a: 25).

¹⁵ Manche Frauennamen wie (der Typus) *Liese* wurden so häufig als Kuhnamen verwendet, dass sie appellativischen Status erlangten. Ähnliches gilt für Katzennamen (siehe Kraß 2014).

¹⁶ Vom *Kynonomastikon* einer badischen Kleinstadt um 1900 erfahren wir von Bertsche (1906), der 16 Hunde erwähnt, die zum einen noch Hunde sind, indem sie als Wach- und

dinnen, der mithilfe von Mädchennamen gedeckt wurde und wird.¹⁷ Ähnliches stellt Schaab (2012: 147) für Deutschland fest, indem Hündinnen zu 63 %, Rüden zu 54 % mit menschlichen Rufnamen bedacht werden. Auch hier scheinen Hundeweibchen eher aktuelle Mädchennamen (*Lilly, Mia*) zu bekommen als Rüden, bei denen wiederum öfter zu Familiennamen gegriffen wird (*Hitchcock, Chagall, Lagerfeld, Bismarck*). Insgesamt stößt Schaab (2012) bei den deutschen Hunden auf extrem ausgeprägte namentliche Geschlechterdifferenzen. Die häufigsten Rüdennamen sind *Ben(ny), Sam(my), Charly, Merlin*, die häufigsten Hündinnennamen *Gina, Aimy, Luna, Ronja* – allesamt Namen auf *-a*.

Was die formale Seite von Tiernamen betrifft, so scheint das Auslautprinzip noch stärker zu wirken als bei Menschnamen; es scheint sogar alle anderen Prinzipien auszusteichen. So kommt es immer wieder dazu, dass Tiere mit Ergonymen benannt werden, z. B. mit Namen beliebter Alkoholika. Schwerdt (2007) stellt bei Pferdebenennungen fest, dass die Namen von (alkoholischen) Getränken, die überwiegend von Frauen konsumiert werden, an Stuten (*Baileys, Chablis*) und die Namen von Alkoholika, die eher von Männern konsumiert werden, an Hengste vergeben werden (*Whisky, Bourbon*). Dieses stereotypenbasierte Prinzip kann jedoch vom formalen Auslautprinzip überschrieben werden, indem auf *-a* oder *-e* auslautende Ergonyme und Toponyme eher für Stuten und auf *-o* bzw. Konsonant endende für Hengste verwendet werden (Stuten: *Sangria, Wolga, Gascogne, Panama*; Hengste: *Lambrusco, Cinzano, Woodstock, Lugano*). Auch Schaab (2012) bestätigt die Wirksamkeit des Auslautprinzips für Hundennamen: Hündinnen heißen *Asia, Bluna, Tequila* (trotz maskulinen Genus), Rüden *Yukon, Namib* (trotz femininen Genus), *Jim Beam* und *Calvados*. Kraß (2014: 18) ermittelt für seine 325 Katernamen 70 % konsonantische und 30 % vokalische Auslaute, während es sich bei den ebenfalls 325 Namen weiblicher Katzen mit 35 % : 65 % fast spiegelbildlich verhält. Ähn-

Jagdhunde hundespezifische Funktionen verrichten; die Hund/Mensch-Distanz ist also noch vorhanden. Zum anderen werden sie auch als Hunde benannt, also nicht anthroponym. Ihre Namen sind, da oft mehrfach vergeben, nur wenig individualisierend. Vor allem ist ihnen kaum das Hundegeschlecht zu entnehmen: viermal *Mohr(le)*, zweimal *Schnauzer*, zweimal *Spitzer(le)*, dreimal *Waldmann* (eine Jagdhunderasse), dreimal *Scholi*. Nur je einfach belegtes *Sultan* und *Ladi* (< *Lady*) können sexusdefinit interpretiert werden.

17 Leibring (2015) berichtet außerdem, dass es derzeit in Schweden auch zur umgekehrten onymischen Überschreitung der Mensch/Tier-Grenze komme, und dies ebenfalls mit geschlechtlicher Schlagseite: Weibliche Tiernamen betreten das Anthroponomastikon, indem literarische Namen wie *Ronja* und *Smilla*, aber auch Katzennamen wie *Dixie* und *Nala* zuerst an Tiere und später an Mädchen vergeben wurden. Im 19. Jh. war *Tindra* ein typischer Kuh- und Pferdename; seit den 1990ern wird er zunehmend für Mädchen verwendet, 2004 kam er gar auf Platz 13. Eine solche Entwicklung wurde für Deutschland noch nicht beschrieben.

lich bei Kaninchen: Namen für Männchen enden zu 68,5 % konsonantisch, die für Weibchen zu 65 % vokalisch (Holzschuh 2015: 110). Prinzipiell haben Namen auf *-a* und *-i(e)* eine sehr hohe Wahrscheinlichkeit, auf Weibchen zu referieren, solche auf *-o* oder Konsonant auf Männchen, obwohl man bei der Tierbenennung an nichts gebunden ist und Tiere in ihrer Geschlechtsidentität nicht allzu verletzbar sein dürften.

Viele Tiernamen gehen auf Appellativa¹⁸ oder Adjektive zurück und rekurren damit auf semantisch reiche Ausdrücke. Im Fall von Appellativen ist ihnen auch ein Genus inhärent. Ob dieses bei Tiernamen zur Sexusanzeige genutzt wird, ist noch nicht untersucht. Wenn Bausinger (1971: 179) für Kühe ausschließlich feminine Deappellativa aufzählt wie *Blume*, *Wicke*, *Biene*, *Lerche*, *Forelle*, *Koralle*, *Laune*, liegt diese Vermutung nahe. Zum anderen wird aber auch die stereotype Bedeutung dieser Lexeme abgeschöpft (Bausinger erwähnt auch, dass solche Wörter an weibliche Vornamen anklingen). Männliche Rinder tragen Namen wie *Rentner*, *Richter*, *Kaiser*, *Pfahl*, *Pflug*, *Bussard*. Dies bestätigt die doppelte Nutzung von Appellativa. Einen engen Konnex zwischen Genus und Sexus bestätigt auch Leppla (2015: 134) für Hundezuchtnamen: Hier besteht jeweils zu ca. zwei Dritteln Genus/Sexus-Kongruenz. Liegen Genus/Sexus-Inkongruenzen vor, dann lagert sich das dominantere Auslautprinzip darüber: *Mango* (f.) für einen Rüden, *Panda* (m.) für eine Hündin. Bei Neutra entscheidet ebenfalls das Auslautprinzip: *Chaos* und *Atoll* sind männliche, *Koma* und *Prisma* weibliche (Zucht-)Hundenamen.¹⁹

Für die Nutzung des appellativischen Genus zur Sexusanzeige spricht auch die Beobachtung, dass bei der (eher seltenen) Benennung von Wildtieren ihr Namengeschlecht dem Genus des (oft beigefügten) Appellativs gleichgeschaltet wird (sofern das biologische Geschlecht nicht offenkundig ist): *Problembär Bruno*, *Kaiman Sammy*, *Killerwels Kuno*, *Schildkröte Lotti*. *Trauerschwänin Petra* hieß anfänglich *Peter* und war damit am Genus von Schwan ausgerichtet. Die Entdeckung ihres wirklichen Geschlechts hat neben dem Geschlechtswechsel des Namens auch den Genuswechsel des Appellativs (durch Movierung) bewirkt.

Abgesehen davon sind deappellativische und deadjektivische Tiernamen für Geschlechterstereotypisierungen prädestiniert. So schreibt Leppla (2015: 126) zu Hundezuchtnamen: „Bei Rüden dominieren gewaltige Naturphänome-

¹⁸ Gemeint sind Appellativa im weiten Sinn, d. h. nicht nur konkrete Gattungs- oder Klassenbezeichnungen, sondern auch Abstrakta.

¹⁹ Wie Fußnote 9 zu entnehmen ist, galt für die germanischen Rufnamen das Prinzip, dass die weiblichen Namenkomposita ein feminines und die männlichen ein maskulines Zweitglied enthalten mussten. Neutra waren inexistent, kamen also für Menschnamen offensichtlich nicht in Frage.

ne (*Taifun, Donner, Tornado*), bei Hündinnen Emotionen (*Joy, Happiness*)“. Außerdem stellt sie fest, dass Rüden

mit den Stereotypen der Stärke, Größe und Schnelligkeit symbolisiert [werden] (*Quick, Stark, Vital*), Hündinnen mit Bezeichnungen, die sie als hübsch, süß und zart beschreiben (*Belissima, Charming, Nice, Sweet, Belle*). (Leppla 2015: 135)

Bei den Adjektiven werden sogar Farbbezeichnungen geschlechtsstereotyp verteilt: dunkle Farben für Rüden (*Azur, Blue, Ocker*), helle für Hündinnen (*Pink, Celeste, Blanca*).

Zuletzt sei noch ein Blick auf Unisex-Namen geworfen. Soweit überhaupt erhoben, scheinen sie bei Pferden, Hunden und Katzen selten zu sein. Von den insgesamt 650 Katzen tragen Kraß (2014) zufolge 77 (12%) einen (von insgesamt 22) Unisex-Namen, wobei auf *-[i]* endende Namen dominieren (als Unisexnamen wurden mindestens zweimal und dabei an beide Geschlechter vergebene Namen gewertet). Mehr Unisex-Namen sind bei Kaninchen zu beobachten: Holzschuh (2015) schreibt, dass von allen Namen, die mehr als einmal vertreten waren, 23,5% an beide Geschlechter gehen (*Stupsi, Happy, Flocke*). Kaninchen als (kaum geschlechtsdimorphe) Streicheltiere für Kinder sind anscheinend geringerer onymischer Sexuierung ausgesetzt als größere, partnerartige Tiere wie Hunde und Pferde. Hierzu sind weitere Studien erforderlich, auch dazu, wie relevant Geschlecht (von Tier und Mensch) bei der Anschaffung eines Tieres ist.

Abbildung 5.3 enthält die wichtigsten Faktoren, die eine Geschlechtsmarkierung bei Tiernamen bedingen. Die größte Rolle dürften sichtbarer Geschlechtsdimorphismus und die Geschlechtsspezifität der Ausbeute von Nutztieren spielen. Außerdem werden Einzeltiere, vor allem wenn in räumlicher Nähe zum Menschen lebend, eher in ihrem Geschlecht wahrgenommen als Herden- oder Wildtiere. Schließlich dürfte die Ähnlichkeit zum Menschen per se eine Rolle spielen. Selten sichtbare Wildtiere werden, wenn überhaupt benannt, oft nach dem Genus ihres Appellativs sexuiert. Wird das (gleiche) Tier dagegen zur Schau gestellt (im Zoo oder Zirkus), bekommt es üblicherweise einen geschlechtsoverten Namen, der sein biologisches Geschlecht deutlich zum Ausdruck bringt (siehe Ewald & Klager 2007; Fahlbusch & Schmidt-Jüngst 2015).

5 Plädoyer für eine Gender-Onomastik

Weder das grammatische Verhalten von Namen noch ihr Beitrag zur Etablierung und Fixierung der Geschlechterordnung wurde bislang von Linguistik und Onomastik hinreichend berücksichtigt. Dabei geben Personennamen, die

immerhin die Spitze der Belebtheitshierarchie besetzen, wichtige Hinweise auf noch nicht oder unzureichend geklärte Zusammenhänge, allen voran dem zwischen Genus und sog. Sexus. Noch heute trifft man in der Linguistik auf die Position, dass dieser Zusammenhang ambig sei, zumindest in semantischer Hinsicht – oder dass umgekehrt eine ausnahmslose Eins-zu-eins-Beziehung zwischen Genus und Geschlecht herrsche. Wie deutlich wurde, ist *Geschlecht* ein schillernder Begriff, der von biologischen Fakten bis zu kontingenten, historisch wie kulturell hochvariablen sozialen Konstruktionen reicht. Die Linguistik reflektiert diese Dimensionen nur unzureichend und spricht verkürzend von Sexus. Im Fall der Eigennamen wird deutlich, dass bei der Benennung von Tieren tatsächlich nur deren Sexus eine Rolle spielen kann (was keineswegs ausschließt, dass wir Tiere und deren Verhalten gendersieren), während es sich beim Menschen mit einer Geschlechtsidentität (oder mehreren) anders verhält. Wie es sich mit der Genuszuweisung von animaten Appellativen und Namen verhält, ist hochkomplex und weit entfernt von einer Gleichschaltung von Genus mit Geschlechtsorganen. Vielmehr konnte anhand der Genusklassifikation von Menschennamen gezeigt werden, dass es erstens zu Genus-Sexus-Diskordanzen kommen kann (*die Schwuchtel, der Vamp*). Solche Verstöße gegen das sprachliche Genus-Sexus-Prinzip reflektieren Verstöße gegen die soziale Geschlechterordnung. Zweitens kann auch das dritte Genus, das Neutrum, zur Markierung bestimmter Alters- oder Geschlechtszustände genutzt werden, auffälligerweise nur für Mädchen und Frauen. So gilt das Neutrum jungen, unverheirateten, im Dorf ansässigen und vertrauten Mädchen bzw. Frauen, während das Femininum ältere, sozial arrivierte, verheiratete und/oder dem Sprecher bzw. der Sprecherin fernerstehende Frauen klassifiziert (Busley & Fritzing, im Erscheinen).²⁰ Männernamen dagegen, selbst diminuierte, sperren sich gegen das Neutrum und heben somit das morphologische als dominantestes Genuszuweisungsprinzip aus den Angeln. Dieser gesamte sozio-pragmatische Komplex erfordert noch viel Forschung sowie die Expertise vonseiten der Geschlechtersoziologie und kommt nicht umhin, die individuellsten Bezeichnungen der Menschen, ihre Namen, in den Vordergrund rücken.

Wie eng Genus und Sexus bei Tieren zusammenhängen, hat der kursorische Überblick über deren Benennung gezeigt. Von den Rändern her lassen sich zentrale Zusammenhänge oft klarer erkennen – so auch hier, zumal die Benennung von Tieren durch nichts reglementiert ist (außer bei Zuchttieren). Das Genus der appellativischen Tierbezeichnung hat dabei großen Einfluss auf die onymische Geschlechtszuweisung – vor allem dann, wenn das Tierge-

²⁰ Wie diese beiden Genera in den Grimm'schen Märchen eingesetzt werden, zeigt eindrucksvoll Robinson (2010). Knapp gesagt verhilft die Heirat einer Frau vom Neutrum ins Femininum.

schlecht unbekannt, unsichtbar oder irrelevant ist. Was die Tiernamen selbst betrifft, so hat sich gezeigt, dass ungehemmt stereotypisiert wird. Sehr häufig wird auch das formale Namenslautprinzip genutzt, das so dominant ist, dass es Genus oder semantische Stereotypen aushebeln kann. Insgesamt kann die zunehmende Berücksichtigung von Geschlecht bei Tiernamen als eine primitive Individualisierung gewertet werden: Vormalig überhaupt nicht benannte Tiere werden in einem ersten Schritt durch den Typ *Waldi* und *Lumpi* immerhin – wenngleich noch geschlechtsindifferent – benannt, um heute in einem weiteren Schritt onymisch fast ausnahmslos vergeschlechtlicht zu werden. Besonders bei Nutztieren und den uns nächststehenden Haustieren betreiben wir ausgeprägtes onymisches Gendering, während bei menschlichen Kindernamen schon länger ein Degendering zu beobachten ist, das seit der Jahrtausendwende eine besondere Qualität hinzugewinnt: Immer mehr Jungen bekommen Namen auf bislang weiblich konnotiertes *-a*. Ob es sich dabei um eine Relevanzabstufung von Geschlecht handelt oder um eine prinzipielle Feminisierung heutiger Kindernamen (worauf die immer zahlreicheren Mädchennamen auf *-a* hindeuten), wird die weitere Entwicklung zeigen.

Literatur

- Alford, Richard (1988): *Naming and identity: A cross-cultural study of personal naming practices*. New Haven: HRAF Press.
- Baumgartner, Gerda & Helen Christen (2017): Dr Hansjakobli und ds Babetli. Über die Geschlechtstypik diminuerter Rufnamen in der deutschsprachigen Schweiz. *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST)* 91. Sprache und Geschlecht. Bd. 2: Empirische Studien, 111–146.
- Bausinger, Hermann (1971): Tierzucht und Namengebung. Zu den Eigennamen des Zuchtviehs. In Maria Bindschedler et al. (Hrsg.), *Festschrift für Paul Zinsli*, 170–184. Bern: Francke.
- Bertsche, Karl (1906): Die Namen der Haustiere in Möhringen. (Amt Engen). *Alemannia*, N.F. 7, 130–137.
- Busley, Simon & Julia Fritzingler (im Erscheinen): *Em Stefanie sei Mann – Frauen im Neutrum*. Erscheint 2018 in: Damaris Nübling & Stefan Hirschauer (Hrsg.), *Namen und Geschlechter – Studien zum onymischen Un/doing Gender*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Christen, Helen (1998): Die Mutti oder das Mutti, die Rita oder das Rita? Über Besonderheiten der Genuszuweisung bei Personen- und Verwandtschaftsnamen in schweizerdeutschen Dialekten. In André Schnyder et al. (Hrsg.), *Ist mir getroumet mîn leben? Vom Träumen und vom Anderssein*, 267–281. Göppingen: Kümmerle.
- Corbett, Greville (1991): *Gender*. Cambridge: University Press.
- Corbett, Greville (2006): *Agreement*. Cambridge: University Press.
- Dammel, Antje, Damaris Nübling & Mirjam Schmuck (2015a): Tiernamen – Zoonyme. Forschungserträge und Forschungsperspektiven zu einer wissenschaftlich vernachlässigten Namenklasse. In Dammel, Nübling & Schmuck (Hrsg.) (2015b), 1–36.

- Dammel, Antje, Damaris Nübling & Mirjam Schmuck (Hrsg.) (2015b): *Tiernamen – Zoonyme, Band I: Haustiere*. Heidelberg: Winter.
- Dammel, Antje, Damaris Nübling & Mirjam Schmuck (Hrsg.) (2015c): *Tiernamen – Zoonyme, Band II: Nutztiere*. Heidelberg: Winter.
- Di Meola, Claudio (2007): Neutrale Genuszuweisung im Deutschen: Das Neutrum als „defizitäres“ Genus. In Claudio di Meola et al. (Hrsg.), *Perspektiven Zwei*, 87–99. Rom: Istituto Italiano di studi Germanici.
- Donalies, Elke (2008): Wen besucht Rotkäppchen, seine oder ihre Großmutter? – Korrespondenz zwischen Genus und Sexus. *grammis 2.0. Das grammatische Informationssystem des Instituts für deutsche Sprache (IDS)*. http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/fragen.ansicht?v_kat=3&v_id=31 (letzter Zugriff 06. 11. 2017).
- Ewald, Petra & Christian Klager (2007): Namen von Zootieren. Zum Wesen und Gebrauch einer vernachlässigten Namenklasse. *Beiträge zur Namenforschung* 42, 325–345.
- Fahlbusch, Fabian & Miriam Schmidt-Jüngst (2015): Manege frei für Kaja, Ramses und Pünktchen. Zur Benennung von Zirkustieren. In Dammel, Nübling & Schmuck (Hrsg.) (2015c), 385–406.
- Gerhards, Jürgen (2003): *Die Moderne und ihre Vornamen. Eine Einladung in die Kultursoziologie*. 2. Aufl. 2010. Wiesbaden: Opladen.
- Heringer, Hans Jürgen (1995): Prinzipien der Genuszuweisung. In Heidrun Popp (Hrsg.), *Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches*, 203–216. München: ludicum.
- Hinderling, Robert (1999): Das Kind, das Individuum, das Genie. Versuch einer Ehrenrettung des deutschen Neutrums. In Peter Wagener (Hrsg.), *Sprachformen*, 203–214. Stuttgart: Franz Steiner.
- Hirschauer, Stefan (1994): Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 46 (4), 668–692.
- Hirschauer, Stefan (2013): Geschlechts(in)differenz in geschlechts(un)gleichen Paaren. Zur Geschlechterunterscheidung in intimen Beziehungen. *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 37–56.
- Hirschauer, Stefan (2014): Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten. *Zeitschrift für Soziologie* 43 (3), 170–191.
- Holzschuh, Melissa (2015): Lilly, Paul und Krümel – Benennungsmotivik und Struktur von Kaninchennamen. In: Dammel, Nübling & Schmuck (Hrsg.) (2015b), 97–116.
- Köpcke, Klaus-Michael (1993): *Schemata bei der Pluralbildung im Deutschen. Versuch einer kognitiven Morphologie*. Tübingen: Narr.
- Köpcke, Klaus-Michael & David Zubin (1996): Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen. In Ewald Lang & Gisela Zifonun (Hrsg.), *Deutsch – typologisch*. IdS, Jahrbuch 1995, 473–491. Berlin: de Gruyter.
- Köpcke, Klaus-Michael & David Zubin (2003): Metonymic pathways to neuter-gender human nominals in German. In Klaus-Uwe Panther & Linda Thornberg (Hrsg.), *Metonymy and pragmatic inferencing*, 149–166. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.
- Köpcke, Klaus-Michael & David Zubin (2009): Genus. In Elke Hentschel & Petra Vogel (Hrsg.), *Deutsche Morphologie*, 132–154. Berlin, New York: de Gruyter.
- Kraß, Peter (2014): Von Felix, Lilly und Karl-Doris. Zur Benennungsmotivik und zur Struktur von Katzennamen. *Beiträge zur Namenforschung* 49 (1), 1–26.
- Leppla, Carolin (2015): Aristo vom Sonnenhof und Birona von der Herzogsquelle. Zur Motivik, Struktur und Pragmatik von Hundezuchtnamen. In Dammel, Nübling & Schmuck (Hrsg.) (2015b), 117–141.

- Leibring, Katharina (2015): Zoonyms in the onomasticon – Names of cattle, dogs and cats from a Scandinavian perspective. In Dammel, Nübling & Schmuck (Hrsg.) (2015b), 37–75.
- Nübling, Damaris (2014): Das Merkel – Das Neutrum bei weiblichen Familiennamen als derogatives Genus? In Friedhelm Debus, Rita Heuser & Damaris Nübling (Hrsg.), *Linguistik der Familiennamen* (= *Germanistische Linguistik* 225–227 und 205–232. Hildesheim: Olms).
- Nübling, Damaris (2017a): Funktionen neutraler Genuszuweisung bei Personennamen und Personenbezeichnungen im germanischen Vergleich. In Johannes Helmbrecht, Damaris Nübling & Barbara Schlücker (Hrsg.), *Namengrammatik. Linguistische Berichte, Sonderheft 23*, 173–211. Hamburg: Buske.
- Nübling, Damaris (2017b): Beziehung überschreibt Geschlecht. Zu einem Genderindex von Ruf- und von Kosenamen. In Angelika Linke & Juliane Schröter (Hrsg.), *Sprache und Beziehung*, 99–118. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Nübling, Damaris (im Erscheinen): *Luca* und *Noah* – Das phonologische Degendering von Jungennamen seit der Jahrtausendwende. Erscheint 2018 in: Damaris Nübling & Stefan Hirschauer (Hrsg.), *Namen und Geschlechter – Studien zum onymischen Un/doing Gender*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Nübling, Damaris, Simone Busley & Juliane Drenda (2013): *Dat Anna* und *s Eva* – Neutrale Frauenrufnamen in deutschen Dialekten und im Luxemburgischen zwischen pragmatischer und semantischer Genuszuweisung. *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 80 (2), 152–196.
- Oelkers, Susanne (2003): *Naming Gender. Empirische Untersuchungen zur phonologischen Struktur von Vornamen im Deutschen*. Frankfurt: Peter Lang.
- Oelkers, Susanne (2004): Der Fall *Luca*. Zur Männlichkeit und Weiblichkeit von Vornamen. *Bulletin VALS/ASLA* 80, 155–170.
- Panther, Klaus-Uwe (2009): Grammatische versus konzeptuelle Kongruenz. Oder: Wann siegt das natürliche Geschlecht? In Rita Brdar-Szabó et al. (Hrsg.), *An der Grenze zwischen Grammatik und Pragmatik*, 67–86. Frankfurt: Peter Lang.
- Rauchfleisch, Udo (2013): *Anne wird Tom – Klaus wird Lara. Transidentität / Transsexualität verstehen*. Mannheim: Patmos.
- Robinson, Orrin (2010): *Grimm Language: Grammar, Gender and Genuineness in the Fairy Tales*. Amsterdam: Benjamins.
- Schaab, Eva (2012): Von Bello zu Paul: Zum Wandel und zur Struktur von Hunderufnamen. *Beiträge zur Namenforschung* 47, 131–161.
- Schmidt-Jüngst, Miriam (2013): Von der Öffnung der Zweigeschlechtlichkeit zur Öffnung des Namensrechts? *Studia Anthroponymica Scandinavica* 31, 111–113.
- Schmidt-Jüngst, Miriam (2015): Constructing gender identity. Naming choices of transgender people in Germany. In Emilia Aldrin, Linnea Gustafsson, Maria Löfdahl & Lena Wenner (Hrsg.), *Innovationer i namn och namnmönster*, 234–250. Uppsala: Norna-förlaget.
- Schmidt-Jüngst, Miriam (im Erscheinen): Der Rufnamenwechsel als performativer Akt der Transgression. Erscheint 2018 in: Damaris Nübling & Stefan Hirschauer (Hrsg.), *Namen und Geschlechter – Studien zum onymischen Un/doing Gender*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Schönfeld, Helmut (1987): Die Veränderungen in der Sprache und im sprachlichen Verhalten der Dorfbewölkerung seit Beginn des 20. Jahrhunderts. In Hans-Jürgen Rach et al. (Hrsg.), *Das Leben der Werktätigen in der Magdeburger Börde*, 185–221. Berlin: Akademie-Verlag.

Schwerdt, Judith (2007): Hipponymie. Zu Benennungsmotiven bei Pferdenamen in Geschichte und Gegenwart. *Beiträge zur Namenforschung* 42, 1–43.

Werner, Martina (2012): *Genus, Derivation und Quantifikation. Zur Funktion der Suffigierung und verwandter Phänomene im Deutschen*. Berlin, Boston: de Gruyter.

Zürrer, Peter (1999): *Sprachinseldialekte. Walserdeutsch im Aostatal (Italien)*. Aarau u. a.: Sauerländer.